



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Übersetzung von Mathilde
Mann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Freunde unterwegs weiß und sie an bestimmten Gegenden treffen kann. Der viel verspottete Herdentrieb der Menschen kommt dabei zu seinem guten Recht, denn neben der Einsamkeit des Dichters und Denkers hat auch die „sociabilité“, wie die Franzosen das Bedürfnis und Talent zur Geselligkeit nennen, seine anziehenden Seiten, die gepflegt werden müssen. Neuerdings scheint durch die Fünfuhrtees ein bestimmter Rhythmus in das Salonleben der Berliner zu kommen, aus dem sich dabei eine Anzahl neuer gesellschaftlicher Größen entwickeln. Diese Art von Zusammenkünften ist eigentlich aus den alten, so häufig verspotteten Kaffeegesellschaften hervorgegangen, verhält sich aber zu ihnen wie das elektrische Licht zu den Talgläsern, die alle zehn Minuten gepußt werden mußten. Unsere Damen haben nicht nur ihren Salon erweitert und verfeinert, sondern in den großen Hotels und den Teestuben unserer Warenhäuser eine ganz neue Zwischenstufe der Geselligkeit geschaffen, bei der man sich zwanglos näher tritt, kennen lernt und die Vorstudien der Freundschaft anstellt. Man sehnt sich von üppigen Gastmahlen, bei denen man stundenlang an den gedeckten Tisch gefesselt wird, nach leichterer Form der Aussprache, nach Bevorzugung der geistigen Kost vor dem verschwenderischen Aufwand von Speisen und Getränken. Dafür sprechen auch die Frauenklubs, die in Berlin ins Leben gerufen wurden und bereits so viel Erfreuliches nach verschiedenen Richtungen geschaffen haben. In diesen Vereinigungen findet sich manches gesellschaftliche Talent, das die Kunst der Pariser Salonköniginnen im achtzehnten Jahrhundert auf das moderne Leben überträgt und unserem freundschaftlichen Verkehr nach der Goetheschen Losung „Tages Arbeit, abends Gäste!“ immer mehr den Schluß der Vollendung zu geben vermag.



5)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Aber Mitte April kehrten die Dofotensfahrer heim, Boote, Sachten und Schiffer Jens Rasmussens Galeas. Und da hatte es ein Ende mit dem gemeinsamen Schneeschuhlaufen und den heimlichen Beratungen. Der Pfarrer war sich bald klar darüber, daß es nur ein mäßiges Vergnügen war, ohne Gesellschaft auf den schneebedeckten Abhängen herumzupurzeln. Und Jungfer Thorborg ward von all der Geschäftigkeit verschlungen, die die Ankunft der Fische verursachte. Wieder wimmelte das ganze Storsleter Gehöft von Menschen — von Männern, Frauen und Kindern, die Fische wuschen, Fische aufhängten und Fische im Freien ausbreiteten. Und da waren Berechnungen und Abschlüsse und Sortieren und Ralkulieren — und Sang und Lustbarkeit bis tief hinein in die hellen Nächte.

Von seinem Studierzimmerfenster mußte der Pfarrer Römer es mit ansehen, wie sein Platz an der Seite seiner guten Ratgeberin von dem aus der See und vom Fischfang heimkehrenden Helden eingenommen wurde.

Der Mai ging dahin, und der Juni kam und mit ihm der Hering im Fjord. Und man feierte das Netzfest und das Tonnenfest und das Salzfest und dann schließlich das Heringfest mit Tanzen und Singen und allerlei Kurzweil. . . .

Und währenddes zog der Sommer ins Land, und es war, als verlöre das ganze Haus seine Wände und Türen und zöge in den sonnenhellen Tag hinaus und bliebe auch gleich die sternenhelle Nacht da draußen.

Und der Pfarrer ward heimlos und einsam unter seinen Mitmenschen, die an alles dachten und sich um alles bekümmerten, außer um den Pfarrer da oben auf dem Boden. Und er erinnerte Herrn Willag daran, daß das Pfarrhaus ja nun fertig sein sollte, — während die Arbeit dort begonnen war, um nach Verlauf einer Woche wieder abgebrochen zu werden.

„Das macht der Hering, Pfarrer! Der Hering, der Hering! In zehn Meilen Umkreis kriegen Sie keinen Mann, der Ihnen auch nur einen Nagel in die Wand des Pfarrhauses einschlägt,“ antwortete Herr Willag und stürzte von dannen, die Feder im Munde und die Hand voll von losen Hundertkronenscheinen.

„Aber haben der Herr Pfarrer es nicht ganz gut oben auf dem Boden?“ fragte Tante Marena sehr sanft, wenn er ihr seine Not klagte.

„Ja — ach — ich habe es ja ganz außerordentlich . . .“

Aber Sören Römer fühlte sich keineswegs ganz außerordentlich.

An einem goldenen Septembertag saß der Pfarrer Sören Römer in der Ruhe von Herrn Willagens Speicher, auf dem einstweilen der mittlerweile angelangte liebe alte Hausrat seines Kindheitsheims untergebracht war, und ließ die Beine über die See hinausbaumeln, die unten über dem niedrigen Strand farbenreich schillerte und gegen die Brückenpfeiler schlug und plätscherte.

Er hatte unter seinen Sachen da oben eine Bücherkiste hervorgefucht, hatte sie selbst aufgeschlagen, und nun saß er in der Nachmittagssonne da, ganz versunken in seiner Mutter abgenutztem alten Johann Arndt.

Es war still um ihn her. Zu dieser Zeit, wo die Leute ihren Mittagschlaf hielten, war niemand im Speicher. Auch oben im Hause schlief alles. Das Storsleter Gehöft war wie ausgestorben. Und der Hafen war leer. Vor drei Tagen waren die Bergenser Kutter davongesegelt — mit Fischen und Vorratskisten und Sens Nassmuffen.

Unten auf den Dielen lag ein Haufe Bücher, die er aus der Kiste genommen hatte, während er nach seinem deutschen Kommentar zum Römerbrief suchte. Er hatte beschlossen, seine überflüssige Zeit zum Studieren zu benutzen . . . Jetzt war er indessen bei Johann Arndt hängen geblieben und bei den von seiner Mutter mit der ihm wohlbekanntesten, feinen Schrift geschriebenen Randbemerkungen.

Er kannte jeden Titel. Seit seiner frühesten Kindheit erinnerte er sich der Schriftzeichen und im Laufe der Jahre der Worte und Erklärungen der Mutter dafür . . .

Er ward durch ein Anarren der Treppe aus seinen Betrachtungen aufgeschreckt. Er fuhr in die Höhe und wandte sich um.

Durch die Treppenuke kam Jungfer Thorborg herauf.

Sie ging so still, und als wolle sie den schlafenden Nachmittag nicht wecken, flüsterte sie:

„Ich dachte, ich könnte Ihnen vielleicht mit irgend etwas behilflich sein.“

„Danke, Jungfer, ich helfe mir selber. Ich habe nur nach einem Buch in der Kiste da gesucht.“

„Und nun haben Sie es gefunden?“ Sie zeigte auf Johann Arndt.

„Nein, das wollte ich eigentlich gar nicht haben, aber ich blieb dann dabei sitzen . . .“

„Und da habe ich Sie vielleicht gestört?“

„Keineswegs. Es ist ein Andachtsbuch, das meiner Mutter gehört hat. Sehen Sie hier — ihre Handschrift am Rande!“

Thorborg beugte sich über das Buch und er zeigte und las ihr vor. Blätterte dann weiter und las. Und Thorborg setzte sich neben ihn in die Bufe — die Beine hinausbaumeln lassend, so wie er. Er blätterte und las.

Da sah sie mit großen Augen zu ihm auf:

„Sie muß eine sehr gelehrte Frau gewesen sein!“ sagte sie.

„Mutter —? Ach nein; gelehrt war sie wohl eigentlich nicht. Ausgenommen in Gottes Wort. Denn darin war sie bewandert wie niemand, den ich kenne.“

„Und sie hat so tief über das nachgedacht, was sie so las . . .“

„Ja. Dies hier stammt aus der Zeit, als meine Mutter sich sehr einsam fühlte. Es ist vor meiner Geburt geschrieben; sie war damals gar nicht glücklich und suchte ihren Trost im Lesen.“

„War — Ihre Mutter — unglücklich —?“

„Ach ja, ach ja! Das muß man wohl sagen. Insoweit das zeitliche Glück in Betracht kam . . .“

Thorborg fragte weiter. Und ehe er es sich versah, saß Sören Römer da und erzählte von seiner Mutter. Er malte ihr Bild Zug für Zug, und seine Erinnerung ermüdete nicht, neue hervorzusuchen . . .

Und die See schlug und plätscherte gegen die Brückenpfeiler da unten, und die Nachmittagssonne schien warm und golden halbwegs durch die offene Speicherluke auf den Pfarrer und das Buch und auf Thorborg, die seiner Rede lauschte.

* * *

Seit dieser Stunde war es, als hätten sie einander wiedergefunden nach einer Reise oder einer langen Abwesenheit. Es wurde nichts darüber gesagt. Aber wenn sie nun regelmäßig während der Herbsttage zusammen die Landstraße entlang oder auf die Fischberge hinausgingen, so begegneten sie sich in einer stillschweigenden gegenseitigen Freude darüber, daß sie das rechte Verhältnis zueinander wiedergefunden hatten, nachdem alles das, was im Laufe des Sommers zwischen sie getreten, wieder verschwunden war. Und das Verhältnis selbst wurde dadurch vertraulicher und näher. Sie hatten etwas Besonderes für sich, unberührt von allem andern; das war ihnen beiden lieb und um so lieber, als sie lange Zeit kurz davor gewesen waren, es zu verlieren.

Sie redeten über viele Dinge. So wie früher verhandelten sie über Fragen aus seiner Amtstätigkeit, und sie erteilte ihm Aufschlüsse und Ratschläge. Aber nichts war ihr lieber, als wenn Sören Römer ihr von sich selbst, von seiner Mutter und von seinem Leben erzählte.

Dieser Lebenslauf, so still, so einförmig, so aller Erlebnisse bar — setzte sie in Erstaunen. Und sie fragte — oft mit Ungeduld — nach der Welt, die ja doch um ihn herumgelebt hatte! Nach den Menschen . . . nach Freunden, Frauen . . .!

Durch diese ihre Fragen ward er sich zum erstenmal des Schattens bewußt, der über seinem Leben gelegen hatte. Seine graue Freudlosigkeit, die er nie empfunden hatte, weil er den Inhalt des Lebens nur bei Gott, im Jenseits gesucht

hatte. Und ohne es selbst zu merken, lag ein schwermütiger Ton über seinen Antworten.

Nicht daß er ein bestimmtes Entbehren erkannt hätte. Er war ja zufrieden und war es fast sein ganzes Leben hindurch gewesen. Nur von seiner traurigen Kindheit sprach er mit Bitterkeit. Er beklagte, daß er niemals Kameraden und Freunde gehabt, nie gespielt oder an dem gewöhnlichen frischen Leben der Knaben teilgenommen hatte; hierin fand er nun eine Erklärung dafür, daß er nach so vielen Richtungen hin unbeholfen und unkundig mit den Verhältnissen des Lebens war. Mit Eifer verfolgte er diese neue Selbsterkenntnis immer weiter. Er war in einer Seestadt aufgewachsen, war der Sohn eines Seemanns. Und er konnte kein Segelboot lenken! Er hatte keine Ahnung von Fischen und Fischerei, — und doch war der Fischfang der Broterwerb und Betrieb seiner Geburtsstadt gewesen. Erst hier in diesem Jahr auf Storslet war er der Wirklichkeit des Lebens nähergetreten.

Und er wandte sich an Jungfer Thorborg mit einem Dank, der aufrichtig und warm war und seinem eigenen, eben wachgerufenem Verständnis entsprang.

„Sie sind mein erster Lehrmeister im Leben gewesen, Jungfer,“ sagte er.

Und sie verstand ihn — auf ihre Weise. Wenn er von seiner Mutter sprach, von ihrer Frömmigkeit, von ihrer köstlichen Anleitung in geistigen Dingen, da erschien es Thorborg, als habe sie den Platz der Mutter in seinem Leben als Erbschaft übernommen — um ihn in all der lebenden Freude des Lebens zu leiten, das ihn zu Lehren seine Mutter keine Zeit oder kein Glück gehabt hatte.

Der Winter zog düster herauf. Ein Sturmwetter nach dem andern fauste über das Meer, über die Schären und in die Fjorde hinein, in sich immer steigender Wut durch den spärlich bestandenen Birkenwald über den Hofplatz und die bebenden Häuser. Aber im Hochgebirge hüllte das Schneetreiben wie ein wildflatternder Schleier Spitzen und Zinnen ein.

Die Bergen-Fahrer kehrten heim. Madame Steenbut und ihre Mägde brieten und schmorten, brauten und backten. Und das Weihnachtsfest kam heran. Nach Neujahr nahmen die Gastmähler ihren Anfang. Und Herr Willak schiffte sich mit allen den Seinen in dem Hausboot ein und zog zu Besuch nach Sandövä, nach Urö, Büresund und zu Storms an das Ende des Fjords.

Aber Pastor Römer war nicht mit dabei. Er lehnte höflich alle freundlichen Einladungen ab. Und als der große Weihnachtsschmaus auf Storslet abgehalten wurde, wußte er es so einzurichten, daß er in der Filiale am Ende des Fjords in Anspruch genommen war.

Um keinen Preis der Welt wollte er den ersten Abend und die erste Nacht in Storslet noch einmal wieder durchleben. Und er scheute diese Gastmähler wie die Pest.

Im übrigen war Sören Römer verstimmt und war es schon lange gewesen. Seit dem Tage, an dem Jens Rasmussen als Nummer Eins mit seiner Galeas von den Lofoten heimkehrend in den Hafen einsegelte, hatten die langen Spaziergänge und die guten Unterredungen mit Jungfer Thorborg ein Ende gehabt. Und er entbehrte sie und fühlte sich einsamer denn je zuvor.

Thorborg war freundlich gegen ihn wie immer; wenn das Wetter danach war, fragte sie ihn auch oft, ob sie nicht zusammen spazieren gehen wollten. Dann gingen sie ihre gewohnten Wege. Aber es war nicht mehr so wie früher. Da war etwas, das seine Zunge band und die frühere Vertraulichkeit hinderte. Und bald hörten ihre Spaziergänge ganz auf.

Er hatte fast vergessen, wie sie ihn früher so häufig gestützt hatte. Um so stärker wirkte es jetzt auf ihn, zu sehen, wie sie ein ganz anderer Mensch wurde zwischen allen den rohen Männern und in all der unschicklichen und zügellosen Lustigkeit. Er zog sich aus ihrer Nähe zurück, denn sie verletzte ihn bis ins Herz hinein.

Er sah sehr wohl, daß Thorborg die Veränderung bei ihm bemerkte. In der ersten Zeit glaubte er auch, daß sie es sich zu Herzen nehme. Aber bald gestaltete sich ihr Verhältnis ganz anders. Sie begann, einen übermütigen, ja herausfordernden Ton ihm gegenüber anzuschlagen; ja sie machte sich oft ganz offen lustig über ihn . . .

Sonst war sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, sehr wechselnder Laune. Den einen Tag konnte sie stumm, hart und finster sein, am nächsten war sie wie besessen vor Wildheit . . .

Auch daran war dieser Schiffer schuld! Es war ihm ganz klar, daß der Verkehr mit Jens Rasmussen einen verderblichen Einfluß auf sie ausübte. Im übrigen war er nicht blind dafür, daß jetzt auch zwischen jenen beiden unbeständige Bitterung herrschte. Zuzeiten mit heftigen Szenen. Eines Nachts, als die Familie mitsamt Jens Rasmussen von einem dreitägigen Fest in Sandöväv heimkehrte, hörte er sie in ihrer Kammer neben seinem Zimmer in starker Erregung auf und nieder gehen, und noch lange nachdem er zu Bett gegangen war, konnte er sie weinen hören.

Ein paar Tage später tanzte sie wieder mit ausgelassener Freude mit keinem andern als mit dem hübschen Schiffer. Und als dieser im Januar wieder nach den Lofoten hinauffuhr, schieden sie, allem Anschein nach, als die besten Freunde. —

„Warum sind Sie eigentlich böse auf mich?“ fragte sie ihn plötzlich eines Abends, als sie allein im Zimmer saßen. Es war acht Tage nach der Abreise der Lofoten-Fahrer.

„Ich, Jungfer Thorborg? Weswegen sollte ich wohl böse auf Sie sein?“

„Warum wollen Sie denn nicht mehr mit mir plaudern?“

Er errötete. Er wollte ausweichen, fühlte aber, daß es eine Feigheit sein würde. Er hatte sich schon lange vorgenommen, mit ihr zu reden, sobald sich ihm eine Gelegenheit bieten würde. Und nun war der Augenblick gekommen.

„Sie — Sie sind so ungleich, Jungfer Thorborg.“

„Ungleich? Man kann doch unmöglich immer gleich sein!“

„Zuzeiten kenne ich Sie gar nicht wieder. Sie sind dann ein ganz anderer Mensch als meine Freundin und gute Ratgeberin. Ein fremder Mensch, den ich nicht verstehe . . .“

„Eine Dirne, meinen Sie. Sagen Sie es nur ganz offen, Pfarrer! Eine tanztolle Dirne!“

„Ich meine nichts dergleichen. Aber es will mir scheinen, als wenn Sie — in gewissen Hinsichten — sich ein wenig mehr beherrschen sollten. Sie schaden sich selbst, scheint es mir, durch eine Zügellosigkeit und — und . . .“

„Nein,“ sagte sie hart. „Ich bin nicht weiter — „fein“.“

„Sie sind ganz sicher fein genug in Ihrem Herzen und Sinn, Jungfer Thorborg. Aber ich finde zum Beispiel wirklich nicht, daß ein Mann wie Schiffer Rasmussen — der gewiß nach vielen Richtungen hin ein trefflicher Mensch ist — ich finde doch eigentlich nicht, daß es sich für Sie paßt, seine Gesellschaft und seinen Verkehr allen andern vorzuziehen!“

Sie wandte sich hastig nach ihm um:

„Hat jemand schlecht von Jens Rasmussen — und mir gesprochen?“

„Ganz und gar nicht. Ich rede nur mit Ihnen über das, was ich selber bemerkt zu haben glaube. Und weil Sie mich fragen, was mich verletzt hat. Und ich sage Ihnen meine Ansicht, weil es mir so herzlich leid getan hat, Sie so zu sehen, daß ich finden mußte, Sie waren weder gut noch schön. Sie haben mich auch betrübt, indem Sie ungezogen gegen mich waren, Jungfer Thorborg. Sie haben mehr als einmal . . .“

„Ja, ich weiß es, Pfarrer!“ sagte sie plötzlich flehend. „Ich weiß, daß ich häßlich gewesen bin. Und ich habe mir schon lange vorgenommen, Sie deswegen um Verzeihung zu bitten. Es war auch eigentlich gar nicht meine Absicht. Aber — aber . . .“ Sie richtete sich straff auf und sah ihn trotzig an: „Sie können auch einen Stein reizen mit all Ihrer Tugend! Wenn Sie nur ein lustiges Lachen hören, gleich sind Sie wie ein Grabkreuz auf dem Kirchhof!“

„Nein, nein . . .“

„Ja, ja! Sie hassen es geradezu, wenn sich die Leute ein bißchen amüsieren. Ja, das tun Sie!“

„Ich bin wirklich weit davon entfernt . . .“

„Sie hassen es, sage ich Ihnen. Und das tun Sie nur, weil Sie selbst nie ein wenig Lustbarkeit kennen gelernt haben!“

Sprachlos vor Staunen saß er da, daß er auf einmal der Angegriffene war. Und sie stimmte ein schallendes Lachen an, als sie sein Gesicht sah.

„Ja, ja! So ist es. Es ist der reine Neid, Herr Pastor!“ lachte sie.

Hier wurde ihre Unterhaltung durch Jungfer Kane unterbrochen, die sich mit ihrer Stickerie zu ihnen setzte.

Aber am nächsten Nachmittag kam Thorborg auf die Diele heraus, während er im Begriff war, seinen Rock anzuziehen.

„Wollen Sie Begleitung haben oder nicht?“ fragte sie.

„Ich nehme sie mit Dank an . . .“

Und dann gingen sie. Lange schritten sie schweigend nebeneinander her.

„Es war gestern nur ein Scherz von mir, — das mit dem Neid!“ sagte sie endlich.

„Ich habe es sehr wohl verstanden!“ erwiderte er gekränkt.

„Ja, ich kann wirklich nicht wissen, was Sie verstehen. Denn Sie sehen auch jetzt aus wie — das Grabkreuz.“

„Ich habe ernste Dinge im Kopf,“ sagte er.

„Ja, das haben Sie stets,“ entgegnete sie.

„In Veranlassung unserer Unterredung gestern abend,“ sagte er streng.

„Sie haben aber doch verstanden, daß es nur ein Scherz war! Sie sagten es ja eben selber.“

„Aber wir begannen in allem Ernst. Und mir ist die Sache ernst, Jungfer Thorborg.“

„Huh!“ sagte sie.

Sie schritten eine Weile schweigend dahin.

„Ja, ich will Ihnen nicht lästig werden mit meinem Ernst, wenn es Ihnen mißfällt, Jungfer!“ sagte er endlich.

„Ach, ich höre Ihnen ja so gern zu, Herr Pastor! Ich bitte ja um nichts weiter, als daß ich hier neben Ihnen gehen und meine Strafpredigt anhören darf . . .“

„Sie spotten über mich!“

„Nein, hören Sie einmal! Was verlangen Sie denn eigentlich, daß ich sagen soll . . .“

„Nun, ich mag mich ja geirrt haben — diesmal.“

„Natürlich haben Sie sich geirrt. Und Sie irren sich öfter, als Sie glauben — unzählige Male. Denn Sie sind gar nicht daran gewöhnt, mit so einer, wie ich es bin, zu plaudern . . .“

„Sie sind wohl ebensowenig daran gewöhnt, mit einem, wie ich es bin, zu reden,“ entgegnete er.

Da blieb sie stehen.

„Aber ich bin kein Geistlicher,“ sagte sie. „Es ist nicht mein Beruf, die Menschen auszuhorchen und zu verstehen, wie sie es meinen und wie sie sind, — ehe ich sie verurteile.“

Er sah sie verwundert an. Es waren ja große Dinge, die sie ihm da sagte!

Und sie gingen weiter den Weg entlang und sprachen von den Freuden des Lebens und ihren Übertreibungen. Und sie kamen nach Hause zurück, ohne damit fertig geworden zu sein, und setzten die Unterredung am nächsten Tage und an dem darauffolgenden und noch an vielen andern Tagen fort.

Sie kämpften hart. Und der Pfarrer verlor. Er mußte es sich jeden Abend, wenn er zu Bett ging, sagen, daß sie über ihn triumphierte. In erster Linie weil sie so schlagfertig war. Wenn er seine Sache auf das beste und erfolgreichste zu verfechten glaubte, konnte sie mit einer einzigen, überraschenden Wendung das Ganze gegen ihn herumdrehen. Er war überhaupt beständig auf die Defensivseite angewiesen. Und das war ganz gegen die Natur und das Wesen der Sache. Denn er wollte ja doch züchtigen! Aber damit kam er nicht weiter; sie gestand nämlich stets und in übertriebenem Maße ihre Schuld ein, wo es sich um Übertreibungen und Ungezogenheiten handelte. Und um bis zu diesen durchzudringen, sah er sich gezwungen, wieder und wieder Zugeständnisse zu machen, — Tanz und Spiel und Verliebtheit, das alles war an und für sich sehr schön, und nur Toren, ja eigentlich nur ganz gottlose Personen konnten etwas dagegen einzuwenden haben! Er wurde hier viel weiter getrieben, als er es wirklich meinte oder wollte und stand daher in diesem Streit in sich auf schwankendem Boden.

Jeden Abend nahm er sich vor, die Sache am nächsten Tage auf andere Weise anzugreifen. Aber jeden Tag spielte er die Rolle eines Schülers, während sie sich zu seiner Lehrmeisterin in des Lebens Lust und Freuden aufschwang.

Er merkte es nicht — vielleicht merkte auch sie es nicht —, aber ein immer häufiger wiederkehrender Gegenstand ihrer Unterhaltungen wurde — die Liebe. Niemals wurde Jungfer Thorborg so warm und beredt, als wenn sie sein strenges Urteil über diejenigen bekämpfte, die in Liebe fehlten. Es mangelte nicht an Stoff, aus dem man schöpfen konnte, nämlich die schon jetzt zahlreichen Beispiele aus seinen drei Gemeinden. Von aller Moral stand die der Liebe unter diesen Menschen sicher am niedrigsten. Und hier war er unerschütterlich in seinem Urteil und taub für alle ihre Entschuldigungen und Erklärungen.

Bis sie eines Tages — glühend heiß — die Hände in die Seiten stemmte, wie sie es zu tun pflegte, sich vor ihn hinstellte und fragte:

„Haben Sie schon jemals geliebt, Herr Pastor!“

„N—nein. Das habe ich zwar nicht . . .“

„Aber wie können Sie da nur urteilen?“

„Es gibt doch menschliche Dinge, die wir alle kennen, ohne sie gerade selbst erlebt zu haben.“

Da lachte sie laut und höhnisch:

„Und Sie glauben, daß Sie die Liebe kennen, — ohne sie — „gerade“ — erlebt zu haben! Viel dummes Zeug haben Sie schon geredet, Pastor, aber dies ist denn doch das dümmste.“

(Fortsetzung folgt.)